

MARIE-LUISE SCHERER: DER AKKORDEONSPIELER  
MATERIALIEN



Marie-Luise  
Scherer

Mit einem  
Nachwort  
von *Petra  
Morsbach*

**DER  
AKKORDEON-  
SPIELER**



FRIEDENAUER PRESSE

## Inhalt

<b>Klappentext</b> .....	3
<b>Marie-Luise Scherer: Die Furcht vor dem Schreiben</b> .....	3
<b>Der Stil von Marie-Luise Scherer</b> .....	7
<b>1. Extreme sprachliche Verdichtung und Präzision</b> .....	7
<b>2. Das Zusammenspiel von Fakt und Poesie</b> .....	7
<b>3. Verzicht auf Zeitgeist und Dekoration</b> .....	7
<b>4. Die „Historikerin des ungeheuren Alltags“</b> .....	7
<b>Vorbilder</b> .....	7
<b>1. Gustave Flaubert (Die absolute Hingabe an das Wort)</b> .....	8
<b>2. Walter Benjamin (Die Physiognomie der Dinge)</b> .....	8
<b>3. Egon Erwin Kisch &amp; der literarische Journalismus</b> .....	8
<b>4. Die Nähe zur literarischen Moderne</b> .....	8
<b>Arno Widmann: Nur eine kam durch: Marie-Luise Scherer</b> .....	9
<b>Julika Pohle: Silbe um Silbe wächst der Text</b> .....	11
<b>Zum Tod von Marie-Luise Scherer: Geschenk an die Sprache</b> .....	12
<b>Matthias Weichelt: Silben- und Freundschaftsarbeit - Totenrede für Marie-Luise Scherer</b> .....	14
<b>Amazon Rezensionen</b> .....	16
<b>Hubertus C. Feldmann, Eine Virtuosa des geschriebenen Wortes</b> .....	16
<b>Michael Collin, Mehr eine persönliche Huldigung als eine Rezension</b> .....	18

## Klappentext

Marie-Luise Scherer wohnt unweit der alten Zonengrenze in einem Dorf an der Elbe und schreibt. Sie schreibt wenig. Sie verlangt von jedem ihrer Sätze, daß er wie ein Handschuh sitzt. Ein solcher Anspruch macht aber viel Arbeit, und er ist im Journalismus nicht üblich. Marie-Luise Scherers Geschichten gehören zum Kernbestand der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. Leise, aber mit gespannten Sehnen, kommen in ihren Texten die Katastrophen daher, so, daß man als Leser erstaunt, und lacht, und erschrickt. "Die Hundegrenz" ist wahrscheinlich der definitive literarische Text über den deutschen Zaun, "Der Akkordeonspieler" die genaueste Innenansicht der Migration. Mit so enormen Themen kann es nur eine große Erzählerin aufnehmen. Scherers erste Buchveröffentlichung seit sechzehn Jahren gleicht einem Zeit-Trichter. Ihr Sog läßt den Leser zurückstürzen in ein kriminelles und glamouröses Paris der achtziger und in ein verschwundenes Westdeutschland der siebziger Jahre, wo er dem RAF-Anwalt Otto Schily ebenso begegnet wie Alice Grün, die sich im Teufelsbruch die Hörner ablauft. Marie-Luise Scherer ist, mit einem Wort, die Historikerin des ungeheuren Alltags.

## Marie-Luise Scherer: Die Furcht vor dem Schreiben

(Rede anlässlich der Verleihung des Italo-Svevo-Preises 2008)

[https://archiv.reporter-forum.de/index.php%3Fid=117&tx\\_rfartikel\\_pi1%5BshowUid%5D=134&cHash=d8e4745669dcb721a5775ede9d831ed9.html](https://archiv.reporter-forum.de/index.php%3Fid=117&tx_rfartikel_pi1%5BshowUid%5D=134&cHash=d8e4745669dcb721a5775ede9d831ed9.html)

Die erste Freude über diesen Preis hatte sich schnell verdunkelt, bereits am Telefon, als mir davon Mitteilung gemacht wurde, da ich mich schon über der Dankrede rauchen sah. Lieber hätte ich die Ausschmückung eines Hochaltars für Italo Svevo übernommen, wäre mit Fuhren von Blumen angetreten und hätte auch die Vasen mitgebracht. Auf mein erwachsenes Leben zurückblickend, so war es geprägt durch die Furcht vor dem Schreiben, durch sein Hinauszögern und das daraus erwachsene Unglück der Arbeitsschulden. Oft erschien mir das Menetekel des Schriftstellers Robert Wolfgang Schnell, dass nur derjenige schreiben soll, der es auch in einer lärmgefüllten Küche vermag und - in Ermangelung eines geeigneteren Platzes - am Fensterbrett stehend einen Roman zu Ende bringt. Das nun möchte ich mit drei Beispielen widerlegen. Das Erste: Eine Frau, seit einem halben Jahrhundert mit einem Dichter verheiratet, diesen auch ernährend, weiß außer den Titeln seiner Bücher eigentlich nur, dass ihm nach Alkohol der Kaffee säuert, dass er mit doppeltem Kopfkeil nach Westen schlafen muss, im Winter bei heruntergezogenen Schnapprollo nur im Südzimmer und im Sommer bei unverhängtem Fenster nur im Nordzimmer schreiben kann. Während seiner drängendsten Arbeitsphasen teilt sich die Frau, da es kein Ostzimmer gibt, eine fensterlose Kammer mit einem Bügelbrett. Sie ist still anwesend beim Servieren eines Getränkes, sonst rufbereit abwesend. Ihr Mann, als Dichter eine schmerzberedte, nie vernarbende Wunde, jemand, der über die Entschiedenheit des Knicks in einer Zigarettenkippe einen Vers zu schreiben imstande ist, widmet ihr seine Bücher mit einem Lob ihrer Geduld.

Beispiel zwei: Der frisch verliebte Schriftsteller nahm die eroberte Frau in seine Kate auf Gomera mit. Er hatte sich schnell auf der schattigen Terrasse installiert und ein Blatt eingespannt. Die Frau lag außerhalb seines Schattenplatzes und sonnte sich. Natürlich schwieg sie, während er tippte. Doch einmal, in eine Pause hinein, rief sie zutraulich seinen Namen, worauf er winkte, ohne aufzusehen. Zum Abend hatte sie gekocht. Als er gesättigt im Stuhl nach vorne rutschte, gab er eine Gebrauchsanweisung für die gemeinsamen Inselwochen: Kein Sonnenbad im Radius der Terrasse, keine Lautkundgebung, bis zum Abend wünsche er sie unsichtbar. Kurz: Die Frau weinte und packte. Während er sie zum Flughafen fuhr, beklagte er den Verlust eines Arbeitstages.

Das dritte Beispiel liegt außerhalb solcher Ansprüche. Der Schriftsteller, ein Freund von mir, kam mich der Ruhe wegen auf dem Land besuchen. Er wollte im Freien schreiben und hatte seine elektrische Maschine mitgebracht. Wir trugen Stuhl und Tisch unter die Kastanie im äußersten Winkel des Gartens. Eine Verlängerungsschnur musste her, und ich bat meine Nachbarn um ihre Kabeltrommel. Der Schriftsteller ruckelte auf dem Stuhl, bis er standfest schien. Die Tischbeine ließen sich leicht in die Wiese drücken. Er steckte sie noch einige Male korrigierend um, bis er eine gerade Arbeitsfläche hatte. Dann reckte er die Arme aus dem Sommerhemd und rieb sich die Hände.

Er wirkte glücklich unter den strammen roten Kerzen der Kastanie. Auf dem Markt der Bücher galt er als Gewesener. Schon das allzu sachte Klopfen an den Türen der Verlagsvorzimmer verriet seine Bedürftigkeit. Und gelangte er einmal bis zur Tür eines Büchergottes, geriet ihm sein Klopfen nur noch zu einem Auftupfen des Fingerknöchels. Ich hielt mich im Haus auf und glaubte ein Niedergehen von Tasten zu hören. Doch als ich aus dem Fenster sah, zog er sein Blatt schon wieder aus der Walze. Vorbei!

Was nun mein Schreiben betrifft, so warte ich auf Bedingungen, welche sich ohne mein Zutun einstellen müssten, innere oder äußere, auf eine Stille, die es in der belebten Welt gar nicht geben kann, auf eine hüpfende Lust oder eine unwetterartige Heimsuchung von Schaffensdrang, um endlich anzufangen.

Ich halte mich gern mit der Vorbereitung des Schreibens auf, lasse die Maschine säubern. Das "O" ist verschmutzt, oder es schlägt ein Loch ins Papier. Danach ziehe ich die Staubhaube über die Maschine, ein nach ihren Maßen gefertigtes Gummituch. Schließlich steht sie da wie ein Sarkophag, der Stille gebietet.

Als ich kürzlich an einer Koppel vorbeispazierte, sah ich ein Pferd, das vollkommen bekleidet war, über den Augen einen gebauschten schwarzen Schleier, darunter ein braunes Stoffetui knapp bis zum Maul, mit dem es graste. Der den Leib rundum bedeckende Stoff reichte bis in die Hälfte seines Schweifes, der dadurch nicht mehr um sich schlagen konnte. Ich studierte die Aussparungen dieses Pferdekleides, bückte mich, um zu sehen, ob es ein männliches Tier sei, und sein Wasserlassen nicht behindert wäre. Danach ging mein Blick auf die hintere Notdurftzone, dorthin, wo der Pferdekennner von der Schwanzrübe spricht, welche sich leicht anhebt, bevor die Äpfel fallen. Im Modell dieses Pferdekleides war aber all dies bedacht. Ich fragte das Mädchen, das auf der Koppel die Wassereimer füllte, nach dem Grund der widernatürlichen Verhüllung. Das Pferd, sagte es, leide unter einer Insektenallergie und reibe sich blutig an den Bäumen. Ich dachte dabei an das Gummituch über meiner Schreibmaschine, das ohne Attacken von Insekten jederzeit abzunehmen wäre.

Italo Svevo schreibt: *"Außerhalb der Feder gibt es kein Heil!"* Dem muss ich leider zustimmen, da ich nun mal in den Schreiberberuf hineingeraten bin, wie ein anderer, der sich ursprünglich als Springreiter geträumt haben mag, in der Schafzucht stecken blieb.

Man rät mir zu mehr Unbedenklichkeit. Einfach loszuschreiben, Feinheiten später! Kunst erst beim vierten oder fünften Durchgang! Ich blättere in den gepriesenen Büchern. Die Lockerheit der Meister ist bedrohlich, wie hingeschlenkert mörtellos gefügte Sätze. Einmal ließ ich mich ermuntern durch den Kapitelanfang eines vielleicht nicht allzu großen Meisters. Er lautete: *"Singapur, 12 Uhr 30 Ortszeit, mir steckt der Flug noch in den Knochen."* Also schrieb ich in meinem thematischen Zusammenhang: *"Frühsommerlicher Morgen, das Zwitschern der Vögel, ihr Frohsinn beschämt mich."* Es sollte ein Vorstoß sein, das Beiseiteräumen einer Schranke, die Geburtseinleitung für flüssige Sätze. Ich hatte es am Ende einer bis dahin ergebnislosen Sitzung hingeschrieben. Das Zwitschern der Vögel und ihr beschämender Frohsinn waren das ermattete Beschließen einer Tagesfron.

Hierzu fällt mir eine Episode aus meinen Mädchenjahren ein. Ich strickte mit vier Nadeln an einem weißen Strumpf für die Handarbeitsstunde, wobei meine Großmutter mir über die Klippe der Ferse hinweghalf. Danach gelangte ich wieder auf die unkomplizierte Strecke der Sohle, die sich irgendwann zu einer Spitze hätte verjüngen müssen, für die ich ebenfalls auf die Hilfe meiner Großmutter setzte. Ich erwartete ihre Rückkunft von einer Beerdigung, und als sie auftauchte, hatte das Schlauchstück der Sohle schon jedes Längenmaß überschritten, in das der Fuß eines menschlichen Lebewesens gepasst hätte, zumal eines, das weiße Söckchen trägt. Über dem Warten war die Sohle ein vom Schweiß der Anspannung schmutziger Rüssel geworden. Auch die schließlich gestrickte Spitze rettete die Tragbarkeit dieses Strumpfes nicht. Ich vernähte den letzten Faden, was mich natürlich nicht glücklich machte.

Wie das schmähliche Vernähen des Fadens empfand ich das frühsommerliche Vogelzwitschern, sodass ich anderntags das Arbeitszimmer nicht betrat, als erwarte mich der Anblick einer toten Katze in meiner Regentonne.

Um das Kleinmütige der Bekenntnisse über mein Schreiben etwas abzumildern, möchte ich meinen Notizenfleiß anführen. Ich mache Notizen, wo ich gehe, stehe und sitze. In jeder Jacke steckt ein Zettel mit Stift. Ich steige vom Fahrrad und beschreibe eine Biberburg aus filigranen, fast japanisch transparent verbauten Hölzchen und lasse die Architekten mit wasserschweren Schwänzen in ihrer Burg verschwinden. Das fällt mir leicht, da ich es nicht in die Maschine schreibe. Denn an der Maschine befällt mich das Ungenügen. Über der Entscheidung, eine Strickjacke blau oder bläulich zu nennen, kann ich eine ganze Nacht zubringen.

Ich sitze mit einem virtuosen Erzähler am Tisch und lache begeistert, bis mein Blick auf seinen Daumen fällt. Der Daumen ist affenartig hoch angesetzt und reicht, wenn er ihn anlegt, bei weitem nicht an die Wurzel des Zeigefingers heran. Ich verliere mich in diesen Anblick, höre dem Mann nicht mehr zu, sondern greife nach einem Bierfilz und notiere die Entfernthet des Daumens zum Handteller. In ähnlicher Selbstvergessenheit erfasse ich schöne Gebisse. Jemand spricht zu mir, während seine tadellosen Zähne sozusagen in meine Aufmerksamkeit hineinbeißen. Ein anderes Mal sind es Eckzähne von rudimentärer Kräftigkeit, die sich beim bloßen Hinsehen zu Reißzähnen verlängern.

Ich sollte jetzt die Zähne stecken lassen, wo sie stecken. Doch einer steckte gar nicht, sondern lag, als habe ihn der Gaumen aussortiert, wie ein Körnchen Suppenreis schräg auf der Oberlippe. Sie sehen, ich habe so manchen Knopf, zu dem nur noch der Mantel fehlt. Ich glaube sogar, aus Furcht vor dem eigentlichen Schreiben, an einem Notizenwahn zu leiden, der mich aus der Gesamtheit des Alltags reißt.

Meine Schreibmaschine steht in einer Brandung aus Zetteln. Kürzlich griff ich nach einem mit der weit zurückliegenden Beobachtung einer Frau in New York. Sie war knochenart wie ein Seepferdchen, fast gläsern, ein verwöhntes Geschöpf, das sich bei Tiffany's schwere Geschmeide umhängen ließ. Voraussichtlich wird diese Seepferdchen-Frau nie ein Unterkommen finden in einem meiner Texte. Hingegen will ich schon seit zwanzig Jahren einen alten Mann bedenken, ein Held für Svevo und leider nicht für mich, da mir das Zutrauen fehlt für eine tragende Handlung. Er winkte aus einem Zugabteil, und sein Winken war nicht elastisch. Es wirkte haltlos, als wolle er Wasser von der Hand abschütteln. Die Finger tendierten in eine Schräge, die ich inzwischen auch bei mir feststelle.

Und noch etwas über die Altershand aus meinen Notizen: 1979, auf der Trauerfeier für den Dichter Nicolas Born in der Kirche zu Damnatz, dem Dorf, in dem ich lebe, kämpfte ein Bauer beim Ave Maria mit den Tränen. Ich saß hinter ihm und sah wie sein Zeigefinger immer wieder die Träne verpasste.

Ich bin nur Leserin und unbefähigt für jedwede literaturwissenschaftliche Einlassung. Den erhebungslosen, von Mord und Totschlag freien Geschehnissen bei Italo Svevo, der seine müßiggehenden Helden gleichzeitig bis zur Magma, dem Glühkern ihrer Existenz, hinabdenken lässt, folge ich lustvoll. Berührungspunkte zwischen seinen Protagonisten und mir hüte ich mich, zuzugeben.

Einmal heißt es beim Anblick eines schönen jungen Mädchens, bei dem sich der Held noch Chancen ausgerechnet hatte: *"Doch sofort hörte ich wieder auf zu lächeln, weil mir einfiel, dass dabei all das Gold in meinem Munde sichtbar wurde."*

Fast alle Helden Svevos befinden sich noch am Vorabend des eigentlichen Alters, bedienen aber schon das Greisentum. Wie Vitamine verschreiben sie sich Liebe mit käuflichen jungen Frauen und erleben die Familie als *"Fluch und Fluchtpunkt"* (Jochen Schimmang). Svevos Helden könnten nicht weiblich sein, zumindest nicht nach dem Selbstverständnis meiner Generation. Sind sie kokett, erwarten Frauen meines Jahrgangs höchstens einen ungläubigen Aufschrei, wenn sie ihr Alter nennen. So bescheide ich mich, nur einen Berührungspunkt mit Svevo zu haben: das Rauchen, seinem Abschwören und dem Weiterrauchen. Die Initialen L. Z. für *"letzte Zigarette"* stoßen wie vorlaute Keimlinge aus seinen Texten hervor. Es gibt Fotos, auf denen er sie mit der Glut nach hinten hält wie ein pausierender Kellner. Oder er trägt sie hinters Ohr geklemmt, wie es in den Straßenbahnen meiner Kindheit, als es noch den Galoppwechsler gab, die Schaffnerinnen taten.

Auf dem Markt der Bücher galt er als Gewesener.

Die Lockerheit der Meister ist bedrohlich.

## Der Stil von Marie-Luise Scherer

Die Eigenart und der Stil von **Marie-Luise Scherer** – insbesondere in ihrem Werk *"Der Akkordeonspieler"* – lassen sich als absolute Ausnahmerecheinung im Grenzbereich zwischen Journalismus und hoher Literatur beschreiben. Scherer, die über zwei Jahrzehnte als Reporterin für den *Spiegel* tätig war, erhob die journalistische Recherche zur literarischen Kunstform.

Ihre Stilistik und Eigenart zeichnen sich durch folgende Merkmale aus:

### 1. Extreme sprachliche Verdichtung und Präzision

Scherer war bekannt für ihre kompromisslose, fast handwerkliche Akribie. Kritiker beschreiben ihr Schreiben als einen Prozess, bei dem *"jeder Satz wie ein Handschuh sitzen muss"*. In *"Der Akkordeonspieler"* (am Beispiel der Geschichte des Wladimir Alexandrowitsch Kolenko) verdichtet sie komplexe Biografien zu einem *Epos im Kurzformat*. In einem einzigen Satz entfaltet sich oft eine ganze Lebenswelt.

### 2. Das Zusammenspiel von Fakt und Poesie

Ihr Stil zeichnet sich durch die von der Literaturkritik so genannte „Freiheit einer sporadisch waltenden Fiktionalität im strengen Tatsachenarrangement“ aus. Obwohl alle Erzählungen auf akribisch recherchierten, wahren Begebenheiten beruhen (literarische Reportagen), nutzt sie poetische Lizenzen und erzählerische Mittel, die über den klassischen Journalismus weit hinausgehen.

### 3. Verzicht auf Zeitgeist und Dekoration

Scherers Prosa ist frei von modischem Schnickschnack, feuilletonistischen Girlanden oder zeitgeistigem Jargon. Ihr Tonfall besitzt eine:

- **Intellektuelle Konzentration:** Fokus auf das Wesentliche.
- **Fast unpersönliche Allwissenheit:** Ein nüchterner, bisweilen prunkvoll pathetischer Feststellungsduktus, bei dem man das Gefühl hat, „die Welt redet selbst“.

### 4. Die „Historikerin des ungeheuren Alltags“

Scherer besitzt einen scharfen Blick für flüchtige Erscheinungen, Milieus und soziale Bruchlinien (wie die Intimität und Innenansicht von Migration). In der Tradition von Walter Benjamin gilt sie als *Physiognomikerin der Dingwelt*. Sie nimmt sich die Zeit und die Entschleunigung, die dem schnellen Nachrichtengeschäft sonst fehlen, um den Alltag in seiner Tiefe und Monstrosität präzise zu kartografieren.

*„Von Beruf war sie eine Reporterin, aber sie ging nicht in den Nachrichten, sondern in der Sprache auf. Mit ihrer Flaubert'schen Hingabe an Satz und Wort und jede einzelne Silbe übertraf sie alle zeitgenössischen Autoren.“*

### Vorbilder

Marie-Luise Scherer hat selten eine explizite Liste klassischer „Vorbilder“ im traditionellen Sinne hinterlassen, da sie zeitlebens als extrem eigenwillige Solitärin galt. Dennoch lässt sich ihr literarisches Koordinatensystem und ihre ästhetische Verwandtschaft anhand von Literaturkritik, Nachrufen und ihren stilistischen Prägungen sehr genau bestimmen.

Ihr Schreiben bewegt sich im Kraftfeld folgender Einflüsse und literarischer Seelenverwandter:

### 1. Gustave Flaubert (Die absolute Hingabe an das Wort)

In Nachrufen und Analysen wird Scherer immer wieder eine „**Flaubert'sche Hingabe**“ attestiert. Wie der französische Meister des Realismus besaß sie eine fast obsessive Akribie bei der Silben- und Satzarbeit. Flauberts Ideal des *mot juste* (des einzig wahren, exakt passenden Wortes) und sein Prinzip, sich als Autor hinter dem Text unsichtbar zu machen, um die Welt „sich selbst erklären zu lassen“, finden sich eins zu eins in Scherers Arbeitsweise wieder.

### 2. Walter Benjamin (Die Physiognomie der Dinge)

Die Literaturkritik (unter anderem die *FAZ*) verortet Scherer direkt in der Tradition **Walter Benjamins**. Wie Benjamin war sie eine „Physiognomikerin der Dingwelt“. Sie teilte sein Talent, in den scheinbar flüchtigen, nebensächlichen Erscheinungen – wie der Mode, Alltagsgegenständen oder den Mikrobewegungen in einer Stadt – die großen historischen und gesellschaftlichen Tiefenstrukturen freizulegen.

### 3. Egon Erwin Kisch & der literarische Journalismus

Als zweifache Preisträgerin des *Egon-Erwin-Kisch-Preises* steht sie rein formal in der Tradition der großen literarischen Reportage des frühen 20. Jahrhunderts. Doch während Kisch oft politisch-agitatorisch und dynamisch schrieb, filterte Scherer das Handwerk der radikalen Vor-Ort-Recherche durch das Sieb moderner, hochkondensierter Prosa.

### 4. Die Nähe zur literarischen Moderne

Ihr Förderer **Hans Magnus Enzensberger**, der ihre Texte für die renommierte Reihe *Die Andere Bibliothek* (in der auch *„Der Akkordeonspieler“* erschien) sammelte, sowie Kolleginnen wie **Brigitte Kronauer** erkannten in ihr eine Verwandte im Geiste. Ihr Vorbild war nicht der schnelle, informative Journalismus, sondern eine Kunstform, die dem klassischen, epischen Erzählen näher stand als der Nachricht.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Scherers Vorbild war kein einzelner Autor, sondern das **Ideal der absoluten sprachlichen Präzision**. Ihr Maßstab war eine Literatur, die auf der unbestechlichen Wahrheit der Recherche beharrt, aber mit den ästhetischen Mitteln der anspruchsvollsten Weltliteratur operiert.



Foto: Monika Zucht /  
DER SPIEGEL

## Arno Widmann: Nur eine kam durch: Marie-Luise Scherer

**16.03.2004.** Einführungsrede für Marie-Luise Scherer, die am Samstag - zusammen mit Hannelore Hoger - im Literaturhaus Berlin aus ihrem neuen Buch "Der Akkordeonspieler" las.

Verehrte Gäste, liebe, hoch verehrte Marie-Luise Scherer,

die unter Ihnen, die die Arbeiten von Marie-Luise Scherer schon kennen, bitte ich ihr Gähnen zu unterdrücken. Ich werde Ihnen nichts Neues sagen. Frau Scherer bitte ich weg zu hören, denn ich denke, jetzt ist der Augenblick, in dem etwas ausgesprochen werden muss, was jeder Leser, jede Leserin Marie-Luise Scherers weiß, was in den Rezensionen aber selten erwähnt wird und was die Autorin selbst seit Jahrzehnten schamhaft verschweigt: Marie-Luise Scherer ist keine Reporterin. Sie schreibt keine Reportagen. Sie ist eine Erzählerin. Seit weit mehr als zwanzig Jahren erzählt sie Geschichten.

Es gibt darunter solche, die von so grausiger Schönheit sind, dass wir sie niemals vergessen. Vor vierzehn Tagen ging ich mit einer Frau, die ich sehr liebe, die aber stets auf sicheren Abstand zwischen uns beiden bedacht ist, durch die Waldemarstrasse in Kreuzberg. Ich erzählte ihr die Geschichte von Ingrid Rogge, einer jungen Frau aus dem schwäbischen Saugau, die im Juni 1979 aus ihrer WG in der Waldemarstrasse 33, 3. Hinterhof, 3. Stock verschwand und deren Skelett am 27. September 1985 "unter dem so genannten Kriechdach" des linken Seitenflügels im 3. Hinterhof der Waldemarstrasse 33 gefunden wurde. Noch in der verstümmelnden Kürzung, die meine sich verheddernde Rekapitulation der Schererschen Erzählung "Der unheimliche Ort Berlin" antat, war sie so wirkungsvoll, dass die zarte Hand meiner ansonsten so zurückhaltenden Begleiterin sich Schutz suchend in die meine verkroch. Niemand, der diese Geschichte gelesen hat, kann durch die Waldemarstrasse gehen, ohne an sie zu denken und ohne wieder jenen Schauer zu spüren, den Marie-Luise Scherer uns bei der ersten Lektüre verschaffte.

Marie-Luise Scherers Erzählungen setzen uns aus. Sie streifen uns die Schutzhaut - oder doch ein Gutteil davon - ab, die uns abschottet gegen die Wirklichkeit. Wir sind, so belehrte man uns in den letzten Jahren, autopoetische Systeme, Lebewesen also, die sich ihre Welt selbst erschaffen und sich darin einzurichten verstehen. Marie-Luise Scherers Erzählungen reißen uns aus unseren autopoetischen Idyllen, aus den kunstvoll verspiegelten narzisstischen Wunderkammern unserer Weltbilder.

Ihr gelingt das durch ein doppeltes Spiel. Ihre Erzählungen geben sich als Reportagen. Wir sehen die recherchierende Reporterin, die wie ein Kriminalist auch noch das entlegenste Detail notiert, da sie weiß, am Ende kann alles zu einem wichtigen Schlüssel bei der Lösung des Puzzles werden. Dahinter versteckt sie die in ihrem Stoff souverän schaltende Erzählerin, deren Geschichte - wie die Geschichte selbst - keine Lösung kennt, die ihre Erzählung erst beim Erzählen schafft. Man lese den ersten Satz einer Erzählung von Marie-Luise Scherer und man weiß: das ist keine Reportage: "*Vladimir Alexandrowitsch Kolenko aus der kaukasischen Stadt Essentuki im Stawropoler Gebiet war geblendet von der Sauberkeit des Berliner Flughafens und dessen Toiletten.*" So beginnt ihre neueste Erzählung "Der Akkordeonspieler". So führten Tschechow und Gorki ihre Helden ein. Die Präzision der Ortsangabe gab den Geschichten damals einen realistischen Klang. Gleichzeitig aber karikierte, ironisierte die schon damals die geografischen Kenntnisse der meisten Leser deutlich überfordernde Genauigkeit den Pressejargon. Marie-Luise Scherer nimmt diesen Ball auf und jetzt dient dieser Anfangssatz jedem erfahrenen Teilnehmer am Schriftverkehr als ein Warnzeichen: Du betrittst eine Erzählung. Ich habe dieses Warnzeichen, solange Marie-Luise Scherer im **Spiegel** veröffentlichte, stets als eine Verheißung gelesen und wurde nie enttäuscht.

Es gibt unter den Erzählern Läufer und Hürdenläufer. Für einen Läufer-Erzähler sind die Tatsachen ein Ausgangspunkt, vielleicht nicht mehr als eine Startmarkierung, Vielleicht katapultieren sie ihn sogar ein Stück seines Weges. Der Hürdenläufer-Erzähler dagegen achtet sorgfältig auf jede ihm sich in den Weg stellende Tatsache. Er darf nicht einfach weiterrennen. Er muss sie berücksichtigen, sie einbauen in seinen Lauf. Wer jemals bei einer Veranstaltung war, die länger als eine Stunde dauerte und anschließend versuchte, darüber zu berichten, der weiß, worauf ich anspiele. Die Pointe ist schnell gefunden, solange man nicht auch noch die ihr widerstrebenden Tendenzen unterbringen muss. Marie-Luise Scherer ist eine, ja wahrscheinlich die Meisterin der widerstrebenden Tendenzen. Ihre Erzählungen rennen nicht auf ein vorher abgestecktes Ziel zu. Jedenfalls hat der Leser keine Sekunde lang diesen Eindruck. Ihre Erzählungen verwickeln den Leser in den Gang der Geschichte als wäre sie das Leben selbst. Sie legt ihm Seite für Seite immer strengere Fesseln um, bis er das Buch nicht mehr aus der Hand legt, bevor er weiß wie die Geschichte endet. Obwohl er von Anfang an weiß, dass die Geschichte kein Ende haben wird.

Es sind die Fesseln der Kunst der Erzählung, die ihn an Marie-Luise Scherer binden. Es ist nicht der Glaube an Aufklärung über einen Sachverhalt. *"Der Akkordeonspieler"* ist eine Geschichte aus Tausendundeinernacht. Und wie diese enthält er tausend Geschichten in sich. Wir kennen die russischen Puppen, die Matrjuschkas, die in sich immer kleiner werdende weitere Puppen bergen. Ganz ähnlich geht es zu in *"Der Akkordeonspieler"*. Wir setzen keine Sekunde mit der Lektüre aus. Wir verlangen nicht, dass die Reporterin sich auf die Geschichte des Helden konzentriert, sondern wir folgen der Erzählerin über alle Seitenpfade und Nebengeschichten. Wir folgen ihr, weil uns nichts anderes übrigbleibt. Das liegt am Ton der Erzählerin. Ich weiß nicht, wie Hannelore Hoyer das sieht, wie sie es also sprechen wird, aber hören sie genau hin, wenn sie diese Sätze lesen wird: *"Sogar in der entlegenen südrussischen Stadt Essentuki bemühte man sich damals, auf berufsfremden Wegen an Geld zu kommen. Das Ende der Sowjetunion war herangerückt und die Preise freigegeben, das heißt, sie stiegen unaufhaltsam."* Es ist großartig, wie es Marie-Luise Scherer gelungen ist, diese mit nüchternster Realität vollgestopften Sätze doch klingen zu lassen als stünden sie in einem Märchen. Das *"damals"* sinkt tief in den Brunnen der Vergangenheit. *"Essentuki"* ist wie *"Bagdad"* im ersten Satz von *"Kalif Storch"* und das *"sie stiegen unaufhaltsam"*, das sich als ernüchternde Erklärung für *"freigegeben"* geriert, lässt in Wahrheit den Satz aufsteigen wie eine Montgolfiere. So arbeitet Marie-Luise Scherer. Sie schmeißt das sperrige Gut Wirklichkeit nicht raus aus ihren Sätzen, sondern holt es heran, hegt, belebt es und als eine umgekehrte Circe beatmet sie es mit ihren nikotinvergifteten Lungen so lange, bis aus einer schweinischen Wirklichkeit Helden hervorgehen, wie wir sie nur aus den Märchenbüchern kennen.

Aber die Schönheit der Texte von Marie-Luise Scherer liegt nicht zuletzt darin, dass sie uns niemals über ihre Herkunft täuscht. Der zitierte Satz kann so und so gelesen werden. Man kann ihn aufsteigen lassen als aromatischen Dank an die Götter, die der Autorin die Gabe, so schreiben zu können, ganz sicher nicht geschenkt, aber sie ihr doch auch nicht verwehrt haben, oder aber man liest ihn so, dass nichts zu hören ist als die sperrigen Hürden der wirklichen Welt. Die Erzählungen der Marie-Luise Scherer sind Balanceakte. Sie sind es insgesamt, jede Einzelne ist es und es gibt viele Sätze, wie der eben zitierte, die die Balance zwischen Märchen und Wirklichkeit halten.

Das ist eine hohe Kunst und es gibt niemanden in Deutschland, der es Marie-Luise Scherer darin gleichtäte. Es gibt freilich auch immer weniger, die danach strebten. Vor dreißig, vierzig Jahren sah das anders aus. Die Literatur war sich nicht genug. Die Schriftsteller wollten das Leben einfangen. Es gab kaum einen, der nicht davon träumte, ein Gleichgewichtskünstler zu werden. Sie haben alle aufgegeben. Nur eine kam durch: Marie-Luise Scherer. Dafür danken wir ihr.

## Julika Pohle: Silbe um Silbe wächst der Text

WELT, 10.12.2004

<https://www.welt.de/print-welt/article357572/Silbe-um-Silbe-waechst-der-Text.html>

Marie-Luise Scherer liest im Literaturhaus aus "Der Akkordeonspieler"

Marie-Luise Scherer ist ein Missing Link. Natürlich wollen wir jetzt nicht direkt übertragen, daß die Journalisten Affen wären und die Literaten Menschen oder womöglich gar umgekehrt. Wir wollen nur auf den Unterschied hinaus, denn Frau Scherer schlägt nicht einfach nur eine Brücke zwischen Literatur und Journalismus. Vielmehr extrahiert sie das Beste aus beiden Disziplinen und schmiedet aus dieser feinen Legierung ihre literarischen Reportagen.

Das verbindende Kettenglied, das diese 1938 in Saarbrücken geborene Autorin darstellt, wurde indes aus einem Metall gemacht, das auf der Erde nur selten vorkommt. 20 Jahre lang schrieb Scherer für den "Spiegel", zuvor für die "Berliner Morgenpost", 1988 erschien ihr Buch "Ungeheurer Alltag", 1994 wurde sie mit dem Börne-Preis ausgezeichnet. In diesem Jahr brachte die Frau, die zugelassen hat, daß man von ihr erzählt, sie habe Schreibschwierigkeiten, die jedoch weiß, daß es sich in Wahrheit vielmehr um eine "sehr spät einsetzende Zufriedenheit" handelt, ein neues Buch heraus: "Der Akkordeonspieler. Wahre Geschichten aus vier Jahrzehnten" (Die Andere Bibliothek, Eichborn).

Am Mittwoch las Scherer im Literaturhaus aus der Titelgeschichte ihrer Reportagensammlung, die von der Odyssee des Akkordeonspielers Karpow aus dem Kaukasus handelt. Der Literaturkritiker Willi Winkler moderierte den Abend und entwarf ein viel schöneres Bild als das mit dem Missing Link: *"Und die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort"*, zitierte er Eichendorff. Scherer habe dieses Wort zweifelsohne getroffen. Das Lied, das in allen Dingen schläft, also auch in den scheinbar unbedeutenden des Alltags, durfte aufwachen, wir hörten daraus. Freilich klingt Scherers Leseweise nicht wie Gesang, eher ein wenig metallenen, weinerlich. Ihre hohe, doch trotzdem eigenartig volle Stimme verharrt in einer Tonlage, sinkt auch am Satzende nicht ab. Das wirkt fremd, auch monoton, aber doch so, als wäre nichts egal.

Gleichgültig zu bleiben kann bei dieser Sprache ohnehin nicht möglich sein. Die Worte, kettengliedergleich untrennbar verbunden, doch immer für Überraschungen gut, folgen folgerichtig voll Humor und Harmonie aufeinander, und wir begreifen sofort, was Scherer meint, wenn sie sagt, ihr Handwerk sei *"Silbenarbeit"*. *"Ich will keine schlechten Worte in guten Sätzen haben"*, sagt sie, die beim Reden unsortiert, sogar fahrig wirkt. Diese Mischung aus Literatur und Journalismus zu schmieden, vom gesprochenen Wort, vom erlebten Augenblick zum Text zu kommen, braucht offenkundig viel Zeit. Das Ergebnis ist dann aber auch haltbar für die Ewigkeit.

## Zum Tod von Marie-Luise Scherer: Geschenk an die Sprache

Süddeutsche Zeitung 18. Dezember 2022



*"Und plötzlich kam Aufruhr in die Hopfenblüten, und sie wippten wie verrückt."* Von Beruf war sie Reporterin, aber sie ging nicht in den Nachrichten, sondern in der Sprache auf: Marie-Luise Scherer.

Foto: Wilfried Beege

### **Willi Winkler Mit 84 Jahren ist die Autorin und Reporterin Marie-Luise Scherer gestorben. Ein Nachruf.**

Wenn von Otto Schily mehr bleiben sollte als der Helm, den er sich voller Stolz aufsetzte, als er Polizeiminister wurde, dann verdankt er das der Reportage, die ihm Marie-Luise Scherer 1978 im *Spiegel* widmete. Da galt er noch als "RAF-Anwalt", aber Scherer kannte ihn von früher, aus Berlin, als er *"gerade erst im Begriff war, die FDP nicht wiederzuwählen"* und mitgerissen wurde von der Zeit. *"An einem Spätnachmittag in den mittleren Apo-Jahren zogen nach einer Vietnam-Demonstration Leute aus der vordersten Szene mit Schilys Frau Christine in deren eheliche Wohnung in Berlin-Grunewald. Die Männer in der gefleckten Rebellenkleidung nahmen sich in dieser Umgebung aus wie Parachutisten in einem Gouverneurssalon. Als Otto Schily aus der Kanzlei nach Hause kam, war die Truppe gerade dabei, auf seinem Konzertflügel Würste aufzuschneiden. Otto Schily sah einen Moment lang mit indignierter Miene zu, unterließ es aber, die Feier abubrechen."*

Scherer schrieb damals für die *Berliner Morgenpost*, aber eher Feuilletonistisches wie zur Frage, ob man mit der Abluft aus Krematorien Wohnungen beheizen solle oder was die Vermessung der Krokodile im Zoo ergeben hatte. Beim Italiener saß sie mit anderen aus dem Westen importierten Nachwuchskräften wie Hans Christoph Buch, Hermann Peter Piwitt und Peter Schneider, die alle schrieben, aber dann Vietnam und Springer entdeckten. Gudrun Ensslin schaute manchmal vorbei und warb für das Wahlkontor der SPD. Als die ehemalige Germanistikstudentin sich in Stammheim umgebracht hatte, 1977, fand nach der Beerdigung eine Art Geselligkeit für die Angehörigen statt. Schily war dabei, Alexander Kluge und Scherer, der die gehobene Stimmung von Andreas Baaders Mutter auffiel: *"Man hätte mit der Frau tanzen können."*

**Sie wollte es genau und noch genauer wissen**

Die Reporterin Scherer konnte unbarmherzig sein, sie konnte gar nicht anders. Der Schauspielerin versagte sie das abverlangte Kompliment, den kahlen Kopf des Mannes, der sie zur Lesung eingeladen hatte, lobte sie als *"entbeint schön"* und natürlich berichtete sie mit nie nachlassender Freude am Klatsch von dem berühmten Autor, der sie damit beauftragt hatte, seiner Freundin auszurichten, dass es aus sei, oder von den drei, vier Witwen, die das Grab eines anderen umstanden.

Von Beruf war sie Reporterin, aber sie ging nicht in den Nachrichten, sondern in der Sprache auf. Mit ihrer Flaubert'schen Hingabe an Satz und Wort und jede einzelne Silbe übertraf sie alle und zwar wirklich alle zeitgenössischen Autoren. Schon deshalb hatte sie kein Interesse, ihre Kunst an etwas so Banales wie einen Roman zu verschwenden.

In den letzten Jahren schrieb sie für die Zeitschrift *Sinn und Form* autobiographische Fragmente, *"Die Geschichte von Lydia und Behn"*, die keine wird, aber Anlass zu einer Kindheitserinnerung. Nämlich wie die Familie im Wildgehege nach dem Wolf Ausschau hält, der sich im Gebüsch versteckt. Der Familienhund drückt durch den Zaun und kann nicht mehr zurück. *"Der hohen Ohren wegen blieb der Kopf wie ein gespreizter Dübel stecken. Und plötzlich kam Aufruhr in die Hopfenblüten, und sie wippten wie verrückt, und der Wolf kam angesprungen. Nur ein Fiepen war zu hören, dann das Zerknacken des Schädels. Der Vater zerrte den Rest des Hundes zu sich und warf ihn mit den Worten 'Davon wird der Wolf jetzt satt' in hohem Bogen in das eingefriedete Gelände."*

Wie Väter so sind, hatte ihr der Vater gesagt: *"Eine Boveri wirst du nie!"* Er meinte die deutschnationale Margret Boveri, die sich als fast einzige Frau in der Nachkriegs-FAZ behauptete. Doch lag Marie-Luise Scherer herzlich wenig an der Deutschlandfrage oder sonst am Großtönen, sie wollte es genau und noch genauer wissen. Fragte die Schneiderin nach der Naht am Kleid, den Kellner nach der Herkunft der Sektflöten oder begutachtete im verwilderten Berlin das legendäre Geschlecht eines Bildhauers.

**Beim "Spiegel" galt sie vielen als verhasst**

Für eine Recherche über eine Serie von Frauenmorden zog sie nach Paris, für eine über den *"unheimlichen Ort Berlin"* zurück nach Berlin: *"Zwischen dem Ostermontag 1979, an dem Ingrid Rogge, damals siebzehn Jahre alt, die Bogenweiler Straße für ein aufregenderes Leben in Berlin verließ, und dem Tag, an dem die Eltern erfuhren, dass sie als Skelett in einer verschnürten Plastikplane auf einem Kreuzberger Hinterhofspeicher gefunden worden war, liegen sechs Jahre. Diese ganze Zeit galt sie als vermisst."* Nur knapp verdeckt diese Kälte ihr grenzenloses Mitleid mit der Kreatur.

Beim *Spiegel*, dem sie von 1974 bis 1998 diente, war sie vielen verhasst, weil Rudolf Augstein sie gewähren, ihr also die Zeit ließ, die sie dafür brauchte. Irgendwann musste sie nicht mehr in der Redaktion erscheinen und durfte zu Hause arbeiten, was den Neid der Kollegen nur vermehrte. Einmal rief der Chefredakteur Erich Böhme vormittags an und fragte scheinheilig: *"Liegen wir vielleicht noch im Bett?"* Er konnte sich nicht vorstellen, dass sie Nacht für Nacht schrieb und verwarf und wieder anfang und wieder nicht weiterwusste und dazu rauchte, ihr nächtliches *"Brandopfer"*. Wo Hemingway am Ende eines Schreibtages die Zahl der Wörter festhielt, notierte sie morgens die Zahl der Zigaretten, die sie für ihre Wörter aufgewendet hatte.

Aus ihr ist keine Boveri geworden, was für ein Glück. Am Wochenende ist sie mit 84 Jahren gestorben. Sie war keine Journalistin, sie war Marie-Luise Scherer.

**Matthias Weichelt: Silben- und Freundschaftsarbeit - Totenrede für Marie-Luise Scherer**

Sinn und Form, Heft 2/2023, S. 279-281

Ihre Stimme war schon vom Flur her zu hören, wenn sie am Hanseatenweg, in der Berliner Akademie der Künste, in die Redaktion von Sinn und Form kam. Dann das energische Anklopfen, das schnelle Eintreten, die ersten Fragen. Man begegnete ihr nicht nur, man trat ihr gegenüber. Marie-Luise Scherer war eine Erscheinung. Mit ihrer besonderen, gewählten Kleidung (zu jedem Stück gab es eine Geschichte), ihrer löwenhaften Mähne, ihrem wachen Blick war sie auf eine ganz eigene Weise präsent. Sie war selten diskret, konnte dafür aber sehr direkt sein, Fragen stellen, die sonst niemand stellte, konnte einen verunsichern, necken, in die Enge treiben, aber auch zuhören. Sie hatte Geduld für lange Geschichten und forderte diese Geduld von anderen ein – wer mit ihr telefonierte, nahm sich besser Zeit. Und achtete auf das, was er sagte, sprachlich ließ sie einem nichts durchgehen: »Für ›Okay‹ sind Sie nicht mehr jung genug!« mußte man sich dann sagen lassen. Sie konnte abschweifen (»themenflüchtig« nannte sie das) und trotzdem bei der Sache bleiben, war aufmerksam, offen, neugierig, zugewandt. Am Schicksal ihrer Freunde nahm sie großen Anteil, über die Familien, Beziehungen, Sorgen wollte sie alles wissen. Sie betrieb nicht nur Silbenarbeit, sondern auch Freundschaftsarbeit, brachte Menschen zusammen, die sich gegenseitig anregten und stärkten. Sie war eine Frau, die man nicht wieder vergaß, wenn man sie einmal erlebt hatte. Sie war ein Mensch, wie man ihn kein zweites Mal trifft.

Ich habe Marie-Luise Scherer erst relativ spät kennengelernt. Die meisten, die heute hier anwesend sind, kennen sie weitaus länger, aus früheren Lebensphasen. Wir waren uns ein paarmal in der Akademie der Künste begegnet, mein Freund Jürgen Willinghöfer brachte sie dann zu einem Stammtisch mit, wo sie auf ihre Art gleich zum Mittelpunkt wurde. Ende 2015 erschien sie in der Redaktion und bot uns zwei Texte an, Auszüge aus einem Romanprojekt, das sie in Angriff genommen, aber nicht weitergeführt hatte. Man spürte, es fiel ihr nicht leicht, diese literarischen und damit sehr persönlichen Texte aus der Hand zu geben. Sie, die berühmte Autorin, war auf eine einnehmende Weise unsicher. Und zugleich wußte sie natürlich, wie gut sie war ... Mir wurde erst allmählich klar, daß sie in »Das Dorf« und »Die Geschichte von Lydia und Behn« noch einmal etwas anderes gewagt hatte als in den so oft bewunderten und ausgezeichneten Reportagen. Sie hatte sich diesmal gewissermaßen selbst zum Gegenstand ihrer Beschreibungskunst gemacht – nicht als Porträt, sondern als literarische Figur, in die vieles einfloß von dem, was sie erlebt, gefühlt, gedacht hatte. Wenn ein anderer glaubte, sich als Vorbild einer der Figuren erkannt zu haben, meinte sie nur: »Was der sich einbildet – von dem ist es höchstens ein Drittel!« Wie Lydia Proske, ihrer Heldin, fehlte Marie-Luise Scherer das Talent zur Gelassenheit, wie diese war sie ideologisch nicht festgelegt, blieb offen für alles Ambivalente, Uneindeutige, war angewiesen auf Widerspruch: »Sie mußte die rechte Presse lesen, um sich in einem linken Sinne zu empören, und umgekehrt reizten sie die linken Szeneblätter durch deren duzende Einvernahme, was ihre Gefolgschaft lähmte.« Marie-Luise Scherers Tierliebe war so groß wie ihre Menschenkenntnis, beidem hat sie in ihrem Fragment gebliebenen Roman ein Denkmal gesetzt.

Mit der Veröffentlichung der beiden Auszüge begann noch einmal eine neue Phase der Aufmerksamkeit, über die sie sich sehr gefreut hat. Die Texte wurden gelesen, weiterempfohlen, gefeiert. Wer Marie-Luise Scherer, gerade von den Jüngeren, noch nicht kannte, entdeckte sie jetzt. Vor und nach ihrem achtzigsten Geburtstag hatten wir mehrere Auftritte in Berlin, aber auch in Leipzig, Hamburg, Frankfurt, fast eine kleine Tournee. »Meinem geschätzten Tippelbruder«, schrieb sie mir als Widmung in den »Akkordeonspieler«. In den Tagen vor den Veranstaltungen war sie oft aufgeregt und besorgt, es ging ihr gesundheitlich meist nicht gut. Aber sie hatte eine bewundernswerte Disziplin, reiste mit dem Zug durchs Land, ließ keine Lesung ausfallen. Vor der ersten, im Restaurant Wolff & Eber im Bayerischen Viertel in Berlin, hatte sie Angst, daß keiner kommen würde, die Konkurrenz an jenem Abend war groß. Als wir dann den vollbesetzten Raum betraten, in dem es nur noch ein paar Stehplätze gab, blickte sie zufrieden in die Runde und sagte:

»Wie bei den Rolling Stones!« Sie lebte auf an diesen Abenden, die sich bis tief in die Nacht zogen – wie es ihr am nächsten Tag ging, war dann egal. Alle wollten mit ihr reden, die Geschichten hören, die sie mit so viel Witz und Pointensicherheit erzählte. Am 12. Februar 2020 der letzte gemeinsame Auftritt, im Holzhausenschlößchen in Frankfurt. Den Hessischen Hof hatte sie gleich bei ihrem Eintreffen mit Sonderwünschen in Aufregung versetzt, die Lesung, auch hier vor vollem Haus, war ein Triumph. Es hätten noch weitere Abende folgen sollen, aber dann kam die Pandemie. Und für Marie-Luise Scherer eine Zeit, in der sie in ihrem schönen Haus in Damnatz noch abgeschiedener wohnte, es ihr auch gesundheitlich oft noch schlechter ging. Sie hatte keine Familie, was sie oft beklagte, aber sie hatte ihre vielen Freunde. Wenn man bei ihr zu Besuch war, klingelte ständig das Telefon.

Und sie hatte ihre Leser. Den ganz eigenen Ton und Rhythmus ihrer Texte behielt man im Ohr, die sprachliche Eleganz, den erzählerischen Elan, die überraschende Wendung. Erst was wieder und wieder auf seine klangliche Elastizität geprüft und durchleuchtet worden war, blieb stehen, kurz vor dem Druck wurden noch die letzten Feinheiten justiert. Bei alledem ging es ihr um Genauigkeit, um das eine, die Sache treffende Wort, die präzise Metapher – bloße Phantasie, meinte sie, sei viel einfacher, das könne jeder. Ironie und Wortmalerei lehnte sie ab. Einem berühmten und, wie sie nie zu erwähnen vergaß, viel besser bezahlten Kollegen beim »Spiegel« warf sie seine »Ausflüge in furchtbare Lyrismen« vor, wenn es um Beschreibungen von Wetterphänomenen ging. Am Himmel dürfe man sich nicht vergreifen, dafür habe sie ein Gespür, hier sei »krude Sachlichkeit« angeraten. Für diese Haltung wurde sie von vielen Schriftstellern bewundert. Hans Magnus Enzensberger, der sie in die Andere Bibliothek aufgenommen hatte, schrieb ihr noch drei Tage vor seinem Tod einen Brief – und unterzeichnete, wie Marie-Luise Scherer ihrem Freund Thorsten Zwinger kurz vor ihrem Tod am Telefon sagte, erstmals mit dem vertraulichen »Ihr Magnus«. Mit Nachdruck empfahl sie auch selbst Autoren, deren Prosa sie makellos fand, wie Wolfgang Kohlhaase oder Dmitri Bakin. So würde sie gerne schreiben können, meinte sie dann. Das war kein Ausdruck von Selbstverkleinerung oder Neid, sondern von Hochachtung vor einer Kunst, die ihren Gegenstand literarisch, erzählerisch in den Griff bekam. Ihr beim Sprechen zuzuhören, wie sie Formulierungen ausprobierte, verwarf, wie sie Worte neu zusammensetzte und keine Ruhe fand, bis das Gemeinte dem Gesagten entsprach, war immer wieder ein Fest. Man hätte jedes Gespräch aufnehmen oder mitschreiben müssen. Dabei ging es ihr nie um schöne Wendungen oder die Fülle des Wohllauts. Sie wollte ihre Sätze in Schwingung versetzen, aber auch Klarheit in eine Geschichte und damit ins Denken bringen, die richtigen Ausdrücke wurden zu Trittplätzen, auf denen sie Halt und Orientierung fand. Gerade zuletzt, als ihr körperlich vieles schwerer fiel, jeder Tag ein Angang war, merkte man, wie sie im Sprechen zu sich kam, ihre Mitte fand.

Daß sie in den letzten Jahren nicht mehr schrieb, mit dem angefangenen Roman nicht weiterkam, war ein Unglück, gegen das sie nichts ausrichten konnte. Da halfen weder Anfragen hochinteressierter Verlage noch Bitten begeisterter Leser. An Ideen fehlte es nicht, eine in ihrem Dorf spielende Geschichte, die sie unbedingt noch schreiben wollte, hat sie immer wieder erzählt. Aber sie konnte sich offenbar nicht mehr in den kräfteaubenden Zustand stundenlanger Konzentration und Anspannung versetzen, den sie für ihre Art des Arbeitens benötigte. Sogar die dafür notwendigen Zigaretten waren verboten, eigentlich. »Marie-Luise, Sie müssen das Alter möblieren, mit Pflichten«, hatte ihr Paul Nizon geraten. Das Schreiben gehörte nicht mehr dazu. Dafür anderes, wie die Ruhestätte der sowjetischen Soldaten, um die sie sich kümmerte. Der Gang auf den Friedhof, zu dem Grab, das sie längst für sich reserviert hatte und an dem auch die Stele ihres Bruders steht, gehörte zu jedem Besuch in Damnatz. Hier liegen Menschen, die ihr wichtig waren, hier liegen ihre engen Freundinnen. »Auf diesem Friedhof habe ich sie alle beerdigt und ich habe für jede die Rede gehalten«, sagte sie beim letzten Mal, im Oktober, als ich mit meiner Kollegin Maren Baier hier war. Der Friedhof war auch Heimat für sie, ein Ort der Zugehörigkeit. »Wo gehen wir denn hin?« heißt es in Novalis' »Heinrich von Ofterdingen«: »Immer nach Hause.« Zu wissen, daß ihr letzter Gang sie dorthin führt, hat sie beruhigt. Wie alles ablaufen, wer sich worum kümmern würde, hat sie sich immer wieder vorgestellt. Als bei einer Lesung anlässlich ihres achtzigsten Geburtstags im

Verlag Matthes & Seitz zunächst nur wenige Gäste da waren (was sich, wie immer, natürlich noch änderte), meinte sie entrüstet: »Hier ist ja weniger los als auf meiner Beerdigung!« Sie wußte, daß ihre Freundinnen und Freunde kommen würden, um von ihr Abschied zu nehmen. Ein Abschied, der uns allen so schwerfällt.

Wenn etwas für sie abgeschlossen war, sagte Marie-Luise Scherer: »So, das war's, das ist alles.«

Wir haben eine große Autorin, wir haben einen wunderbaren Menschen verloren.

## Amazon Rezensionen

Hubertus C. Feldmann, Eine Virtuosa des geschriebenen Wortes

[https://www.amazon.de/dp/3596171385?ref=cm\\_sw\\_r\\_ffobk\\_cso\\_em\\_apan\\_dp\\_A25H6K0Y1SKHCHA644XX&ref=cm\\_sw\\_r\\_ffobk\\_cso\\_em\\_apan\\_dp\\_A25H6K0Y1SKHCHA644XX&social\\_share=cm\\_sw\\_r\\_ffobk\\_cso\\_em\\_apan\\_dp\\_A25H6K0Y1SKHCHA644XX&bestFormat=true](https://www.amazon.de/dp/3596171385?ref=cm_sw_r_ffobk_cso_em_apan_dp_A25H6K0Y1SKHCHA644XX&ref=cm_sw_r_ffobk_cso_em_apan_dp_A25H6K0Y1SKHCHA644XX&social_share=cm_sw_r_ffobk_cso_em_apan_dp_A25H6K0Y1SKHCHA644XX&bestFormat=true)

Dieses Buch (erneut) zu lesen, lohnt sich aus zumindest zweierlei Gründen: Erstens als Reminiszenz an eine begnadete, großartige Autorin und Journalistin (Marie-Luise Scherer verstarb am 17. Dezember 2022). Zweitens, um sich bei höchstem Lesegenuss mit dem zu beschäftigen, was gemeinhin als „russische Seele“ bezeichnet wird (gerade derzeit äußerst aktuell und mehr als notwendig). Durch eine bilderreiche, durchkomponierte Sprache, bei der kein überflüssiges Wort verschwendet wird und manche Sätze einen Wirbel von Gedanken erzeugen, die sich schließlich zu Bildern zusammenfinden, die einen tief in die Geschichte hineinziehen. Das fängt bereits mit dem ersten Satz an: „Wladimir Alexandrowitsch Kolenko aus der kaukasischen Stadt Jessentuki im Stawropoler Gebiet war geblendet von der Sauberkeit des Berliner Flughafens und dessen Toiletten.“

Wladimir A. Kolenko, ein Musiker, der, „das Ende der Sowjetunion war herangerückt“, sich aus seiner kaukasischen Heimat aufmacht, um im Westen (Berlin) mit seiner „Barkola“ (Akkordeon) den Unterhalt für seine Familie (Frau und drei Söhne) zusammenzuspielen, nicht nur für Geld, sondern auch für „alles, was man sonst so braucht“. Das klingt erst einmal recht unproblematisch, ist es aber nicht. Es sind nicht nur die langen Zugfahrten, das tage- bis wochenlange Anstehen für ein Visum (bis hin zur Proforma-Heirat, um mit einem neuen Namen überhaupt noch ein weiteres Visum zu bekommen), das Musizieren unter widrigsten Umständen, die Suche nach billigen Unterkünften mit damit verknüpften Auseinandersetzungen, die diesem Buch eine abenteuerliche Frische geben. Es sind auch die Nebenwege aus historischen Fakten aus längst vergangener Zeit (z.B. unter Zuhilfenahme des sogenannten Tolstoi-Hauses) und der jüngeren (charakterisiert durch den Begriff „Neue Russen“), die dieser literarischen Reportage ihren außergewöhnlichen Reiz verleiht.

Man kann die Zielgenauigkeit und Wucht dieser Geschichte nur ansatzweise wiedergeben, indem man einige Passagen zitiert. Wie zum Beispiel über ...

Straßenmusik

*„Er [ein Mitspieler] vollführte eine Geigerakrobatik, die man fast olympisch hätte nennen können. Er steuerte die Paare an. Die Entflammbarkeit der Frauen brachte Kasse. Herabgebeugt auf ihre Augenhöhe, mit dem Bogen fast die Wange streifend, entriss er sie der Lebensödnis, entfachte den köstlichen Tangoschmerz und half den Tränen auf die Sprünge. Natürlich hatte Karpov [Protagonist, Akkordeonspieler] seinen Anteil an diesen wunderbaren Reaktionen, denn jetzt waren seine langgezogenen Akkorde das Orchester.“*

## Zugfahrten

*„Es war schon dunkel, als der Zug anruckte auf der nun breiten, ausschließlich für den Kontinent der Russen geeichten Schienenspur. Und kaum dass er Fahrt aufnahm, teilte sich sofort die raue Gangart dieses Kontinents mit. Die Räder schlugen mit dem groben Tremor eines Blindenstocks an die Gleise. Es rüttelte, als säße man in einer Kutsche, und wie bei Seegang musste man die Schritte eckig setzen. In den Teegläsern sprangen die Löffel. Über die Abteiltische wanderten die Flaschen wie auf okkulten Befehl.“*

## Als „Pensionsgast“

*„Margot Machates Entschluss, den Russen aufzunehmen resultierte aus familiärer Verdrossenheit. Ohne die Gabe, ihrem zurückliegenden Leben auch nur geringste Vorzüge einzuräumen, einen gnädigen Schimmer über die Jahre zu legen, begriff sie sich als Tochter eines Triebtäters, bei der sich das Schicksal der Mutter wiederholen sollte, zudem mit einem Mann, der Trank. Dabei galten ihr seine Rauschzustände als das kleiner Übel, weil sie ihn dann überlisten konnte und eingeknöpft in einem Bettbezug seiner Begattung entging.“*

## Zweisamkeit / Mitgefühl

*„Die jede Nacht eigene Stille war aufgewühlt. Die Schleusen für Bekenntnisse und Beichten standen also offen, als Ada Akajian dem ihr fremden Russen die Tragödie anvertraute. Damals war sie ohne Tränen und von der Distanziertheit einer Pathologin. Und er war ein Tresor für sie, in den sie das Unsägliche versenkte.“*

## Berlin (wie es einmal war)

*„Man befand sich in einem Teil Berlins, in dem das einstmals Östliche verlockte. Ein Quantum Niedergang und Fremde hielt sich noch. Die Menschen aus dem Westen waren wild darauf. Doch wurde das, was sie erregte, zusehends schwächer. Ja, es drohte unter einem Riesenpinselschwung der Investoren gänzlich zu verschwinden. Dem Russen und dem Letten [den beiden Musikern] kam diese östlich ausgerichtete Verzücktheit also sehr gelegen.“*

Zusammengefasst: Es ist eines jener Bücher, die einen nicht unberührt lassen, die etwas bewegen, etwas anstoßen – und sei es nur die Freude an der Schönheit der Worte und fein ziselierten Sätze.

### Michael Collin, Mehr eine persönliche Huldigung als eine Rezension

Nur wenige beherrschen das Genre der literarischen Reportage so wie Marie-Luise Scherer. Sie schreibt atmosphärisch dichte Texte, die mich bewegen und die formal geprägt von der Suche nach dem richtigen Wort, dem passenden Adjektiv sind.

Scherer hatte das Privileg, im SPIEGEL genügend Raum zugestanden zu bekommen, um ihre sehr anspruchsvollen Reportagen, von denen sich einige in diesem Band finden, dort zuerst veröffentlichen zu können. Eine bewußte Entscheidung der Autorin war es, bei zunehmendem Alter und auch entgegen der Strömung auf Polemik zu verzichten.

Über einen langen Zeitraum besuchte sie nach der Grenzöffnung 1991 immer wieder jene ehemals in der DDR liegenden Landstriche um Lübeck, wo sie ihre Recherchen für ihre Reportage "Hundegrenze" führte, einen herausragenden Text über die an der Grenze eingesetzten Wachhunde. Unvoreingenommenheit gegenüber den Befragten, eine enorme Liebe zu den Hunden, die an Besessenheit grenzt, und die Gabe, zuzuhören ("Wenn man etwas Interessantes erfahren will, muss man einfache Fragen stellen") sind das Rüstzeug, mittels dessen Scherer am Beispiel der "Grenzhunde" die Unmenschlichkeit des DDR-Regimes greifbar werden lässt.

Anlässlich des 25. Jahrestages des Mauerfalls hatte ich das Glück, die fast 76-jährige Autorin am 20.03.2014 in Lübeck lesen zu hören. Und auch wenn Akustik, Beleuchtung und nur eine Handvoll Zuhörer nicht den Eindruck eines großen Events aufkommen ließen, war ich von dieser Frau beeindruckt, die auf eine einnehmende Weise altmodisch und etwas exzentrisch ist, und die berichtete, dass sie aus Mitleid einen der Grenzhunde, der im Keller einer Gaststätte gefangen gehalten wurde, befreite und nicht ohne Gefahr mit nach Hause nahm. Nur die Zahlung einer hohen Geldstrafe verhinderte, dass sie vor Gericht erscheinen musste.

Der Besuch der Lesung war ein guter Anlass für mich, mich wieder mit ihren Reportagen zu beschäftigen, die mir 2004 vom Besten Buchhändler der Welt wärmstens empfohlen worden war.



Foto: Oliver Dietze